

Michael Weins: „Menschen der Erde“

Deutsch-chilenisches Traumspiel

Von Dirk Fuhrig

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 15.04.2025

Ein aus Chile adoptiertes Mädchen macht sich auf, ihre Herkunft aus dem Volk der Mapuche zu suchen. Michael Weins Roman „Menschen der Erde“ verknüpft deutsche Gegenwart mit traditionellen südamerikanischen Riten. Leider verzettelt sich die moralisch wohlgemeinte Erzählung und endet in einem narrativen Fiasko.

Lena, Verlagsmitarbeiterin in Hamburg, kann keine Kinder bekommen. Sie und ihr Mann Bodo entschließen sich, ein Mädchen aus Lateinamerika zu adoptieren. Flora lebt in einem Heim im Süden Chiles.

„Meine Mutter lerne ich 23 Tage vor Weihnachten kennen. Sie ist aus ihrem Land, das Deutschland heißt, in dieses Land gereist, um mich kennenzulernen und mich mit sich zu nehmen. [...] Ich stehe in der Tür des Kinderheims und sehe die blonde Frau den Hang hochkommen, auf mich zu.“

Gleich auf den ersten Seiten wird klar, dass hier nicht nur die Adoption zwischen Europa und Südamerika verhandelt wird, sondern auch die Unterdrückung der indigenen Bevölkerung. Was auch in dem Vornamen zum Ausdruck kommt, den man ihr im Kinderheim gegeben hat.

„Flora, das ist ein chilenischer Name. Aber ich bin keine Chilenin, das lassen sie mich oft genug spüren. Wenn ihnen etwas nicht passt, wenn ich etwas verkehrt mache, sagen sie: Mapuche!, als würden sie etwas ausspucken.“

Widerborstig und hochbegabt

In Hamburg angekommen, erweist sich die kleine Flora als widerborstiges Kind. Sie redet kaum, sie integriert sich nicht, alle progressiven sozialarbeiterischen und psychologischen Versuche, sie an das Leben in Deutschland zu gewöhnen, scheitern.

Dabei ist Flora hochintelligent. Sie spricht – sofern sie es doch mal tut – nach kürzester Zeit akzentfrei Deutsch, den Lernstoff in der Schule hat sie nach einmaligem Durchlesen verinnerlicht. Aber ihre abweisende Art und ihr „fremdländisches“ Aussehen machen sie zur

Michael Weins

Menschen der Erde

Minimal Trash Art Verlag, Hamburg

362 Seiten

22 Euro

Zielscheibe von Spott und kindlicher Gewalt: Sie wird von Mitschülerinnen im Wald an einen Marterpfahl gebunden.

Die Adoptivmutter wiederum hat Flora nicht aus reiner Großherzigkeit aufgenommen. Sondern weil sich ihr eigenes Leben leer und sinnlos anfühlte:

„Und dabei ist sie die ganze Zeit die gewesen, die sie ist. Die Frau, die nicht reicht. Die niemals genug ist. Der immer etwas fehlt. [...] Etwas Substanzielles.“

Man könnte sagen: Gut, das Setting ist vielleicht ein bisschen schlicht und küchenpsychologisch: reiche Frau aus Europa tut wohltätiges Werk, aber eigentlich geht es nur um ihr eigenes Seelenheil. Sie will ihre Depression überwinden und ihre in Routine erstarrte Beziehung retten.

Spannend, lehrreich, unterhaltsam

Aber Michael Weins erzählt geschickt mal aus der Perspektive Floras, mal aus der der deutschen Mutter. Er fügt historisch-politische Details hinzu, zum sozialen Gefälle zwischen Deutschland und Südamerika und zum mitunter brutalen Umgang der europäisch-stämmigen Chilenen mit den Indigenen, den Mapuche. Die erste Hälfte dieses Romans liest sich also spannend und lehrreich, die altkluge Schweigerin Flora wird in ihrem Schwanken zwischen Integration in Deutschland und Suche nach ihren Wurzeln sehr vielschichtig beleuchtet.

Michael Weins schreibt stellenweise in einem Schmunzeln machenden süffig-ironischen Tonfall, etwa wenn er einen eingebildeten Kita-Mitarbeiter skizziert:

„Er trägt eine schwarzweiß gestreifte Hose und Lena ist sich zu einhundert Prozent sicher, dass er sich im warmen Gefühl an sie wendet, ein Geschenk an die Menschheit zu sein, weil er sich in diesem vornehmlich für Frauen vorgesehenen Berufsfeld so kompetent engagiert.“

Dass Flora als Teenager ausgerechnet in Hamburgs autonomem Zentrum „Rote Flora“ erste Club-Erfahrungen macht, darf man als mittelwitzigen Kalauer abhaken:

„Sie hat kurz Angst, dass sie nicht reingelassen wird, dass sie ihren Ausweis vorzeigen soll, aber tatsächlich interessiert das in der Roten Flora niemanden. Alle sind größer und viel älter als sie. Alle sehen cooler aus. Es gibt Punks, Autonome, Emos, Ethnos und auch ein paar Normalos wie sie.“

Leider verliert sich der lässige Unterton im Laufe der Erzählung ziemlich schnell. Kurz bevor sie 18 wird, macht sich Flora auf nach Chile. Kaum in Araukanien, der Region rund um Temuco, angekommen, drehen sich Handlung und Tonfall drastisch. Die Dramaturgie des Romans wird immer undurchschaubarer und angestrengter. Eine Stippvisite im einstigen von einem Deutschen betriebenen Sekten-Lager „Colonia Dignidad“ ist als Symbol für die während der Pinochet-Diktatur begangenen Verbrechen noch die konkreteste Episode.

Final verzettelt

Ansonsten verzettelt sich die Erzählung nun in Autofahrten über bergige Schotterpisten. Wunderheilerinnen tauchen auf, und Flora durchträumt in wilden Sequenzen die Geschichte ihres entrechteten Herkunftsvolks.

„Irgendwelche Dummköpfe in der Stadt behaupten, dass dieses Land einer Familie aus Deutschland gehört und dass wir nicht hier sein dürfen, weil jemand vor langer Zeit ein Kreuz auf ein Stück Papier gekritzelt hat. Wir werden betrogen. Es ist lächerlich. Jahrhundertlang haben Mapuche gemeinsam dieses Land bestellt, es gab keinen Besitz, keine Zäune, keine Hierarchien.“

Der Autor schildert im Nachwort, dass er sehr lange vor Ort über die Mythen der Mapuche sowie das Gemeineigentum, die Allmende, recherchiert habe. Er sieht diese Traditionen als „immer noch anhaltenden Widerstand gegen den chilenischen Staat in Zeiten der globalen Marktwirtschaft und des Neoliberalismus“.

Leider gelingt es ihm nicht, diese Aspekte indigenen Lebens schlüssig zu integrieren. Das Buch mündet vor dem Hintergrund einer angedeuteten Entführung und eines martialischen Polizeieinsatzes in einem mehr oder weniger zusammenhanglosen Rausch traditioneller Riten, heilender und giftiger Tränke in den Wäldern Araukaniens. Hier wollte, so spürt man, der Autor noch schnell alles an persönlichen, kolonialismuskritischen, wohlmeinenden Beobachtungen in das Buch quetschen. Flora als Romanfigur, anfangs so stark und klar umrissen, verliert dadurch ihre Konturen. Das – offene – Ende wirkt gequält auf eine Art Cliffhanger zugeschneidert. Ein runder, literarisch überzeugender Roman ist das nicht.